

Früh vollendet : Novelle [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 15

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Früh vollendet

Novelle

von

Jakob

Bosshart

Er war von einem Zirkus gefallen, wie etwa Dinge von einem Karren rutschen und irgendwo am Wege liegen bleiben. Eine Anzeige im «Tagblatt» führte ihn in die Schlauchgasse, in die Dachwohnung eines hohen alten Hauses, zu der Witwe Seline Zöbeli, bei der er ein sehr bescheidenes Stübchen mietete, mit einem Bett, einem Tisch, zwei Stühlen, einer Kommode, die als Waschtisch dienen musste, und einem tannenen Kasten. Es war alles abgenutzte Habe mit Blößen in Lack und Farbe, mit Rissen und Flecken und sogar mit Brandwunden, jedes Stück musste eine lange schmerzliche Geschichte haben.

Er sah über diese Schäden gleichgültig hinweg, er zeigte für jeglichen Luxus die Verachtung derjenigen, die entschlossen sind, mit Nägeln und Zähnen den Kampf ums tägliche Brot auszufechten. Und wer ihn ansah, den seltsamen Mann, fühlte wohl, dass die Entschlossenheit in ihm arbeitete. Er war mittelgross, hager, eckig in den Formen, aber geschmeidig in den Bewegungen. Sein Kopf schien nicht gewachsen, sondern von ungeschickter Hand ins Grobe geschnitzt: Stirne, Nase, Backenknochen, Kinn, alles stach kantig und trotzig hervor, dazu geschaffen, Stösse aufzufangen und zu vergelten, und über das ganze Gesicht zog sich eine ausgelaugte Haut, wie man sie bei Schauspielern sieht. Die dunklen Augen lagen tief in dem Knochengebälk drin und lauerten beständig auf gut Glück; sie konnten mild sein wie Ochsenaugen, aber in unbewachten Momenten stechen wie Dornen. Mit Worten war er sparsam, aber wenn er sprach, tat er es immer zwiefach, mit den Lippen und mit den beweglichen ausdrucksvollen Händen.

Valentin Häberle liess sich der wunderliche Mensch nennen. Seiner Sprache nach musste seine

Wiege irgendwo im Schwabenland gestanden haben; das war aber auch alles, was man von seiner Jugendzeit mit Sicherheit erschliessen konnte: seine Blicke waren nach vorn, auf Brot und Zukunft gerichtet, was hinter ihm lag, schien für ihn tot und abgetan, davon liess er kein Wort verlauten.

Einstweilen hatte er in einer Reitanstalt für die Vormittagsstunden Beschäftigung und damit ein kärgliches Brot gefunden. Jeden Tag, zur Sommer wie zur Winterzeit, verliess er das Haus um sechs Uhr morgens, nachdem er sich von Frau Zöbeli eine Tasse Michkaffee hatte reichen lassen. Die Mittags- und Abendmahlzeiten genoss er, ohne zu deren Zubereitung fremde Hände in Anspruch zu nehmen, auf seinem Stübchen, in dessen Wänden und Möbeln sich nach und nach ein satter Geruch von Käse, Knoblauchwurst, Rauchspeck und andern Magenopfern eingenistet hatte. Zuweilen, wenn es Herrn Valentin Häberle nach etwas Starkem gelüftet hatte, drang der Geruch von Limburgerkäse selbst in die Wohnstube der Frau Seline Zöbeli ein, die dann wohl etwa die Nase rümpfte und ihr ärgerliches «Pfui Kuckuck!» ausstiess, jedoch an zweckdienlicher Stelle keinerlei Einsprache erhob. Denn sie war im übrigen mit ihrem ‚Zimmerherrn‘ zufrieden: er war anständig und beglich pünktlich je am Ersten des Monats seine Rechnung, wobei er nie vergass, zu dem schuldigen Sümchen ein Zwanzigrappenstück als Zeichen seiner Zufriedenheit hinzulegen.

Die arme Frau wusste das zu schätzen, sah sie doch in dem Nickelstück ein Pfund Brot, das nicht errackert werden musste, Brot für die scharfen Zähne ihrer zwei Buben.

Seline Zöbeli war eine geplagte Frau. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt meist auf den Knien, als Putzerin in fremden Häusern; am Morgen, nachdem die Hausgeschäfte zur Not besorgt waren, hastete sie fort, kehrte um Mittag schnell in ihre Wohnung zurück, um ihre Kinder zu speisen, und verschwand dann wieder wie ein Schatten. Neben der Last der Arbeit schleppte sie noch den Kummer um ihren toten Wilhelm und die schmerzliche Erinnerung an ein paar gute Jahre mit sich herum, und darunter litt sie schwerer als unter dem andern.

Ihr Mann war Weichenwärter gewesen und hatte vor zwei Jahren einen Augenblick der Unachtsamkeit oder Ermüdung oder den Fehler eines andern zwischen zwei Güterwagen mit dem Leben bezahlt. Die Gesellschaft bot der Witwe eine kleine Ent-

schädigung an, ein Almosen, denn sie glaubte beweisen zu können, dass Zöbeli sein Unglück selbst verschuldet und ihr zudem grossen Materialschaden zugefügt habe.

Der Witwe, die vor einem unsichern Prozess zurückschreckte und niemand zum Raten an der Seite hatte, blieb nichts übrig, als die tausend Franken, die man ihr anbot, hinzunehmen; aber wie sie dem rauhen Beamten die Hand hinstreckte, kam sie sich wie eine gedemütigte Bettlerin vor, zum erstenmal in ihrem Leben, und sie sank schluchzend auf einen Bürostuhl nieder. Sie hatte Groll und Abscheu gegen das Geld, ihr war, das Blut ihres Mannes klebe daran, und sie war froh, als sie es in einer Sparkasse untergebracht hatte; dort mochte es liegen und wachsen, sie würde nie mehr daran rühren. Sie würde auch niemals daran sinnen, wenn ihre zwei Buben nicht wären, wenn es sie nicht manchmal schmerzte, sie in so armseligen zusammengeflickten Kleidern und vor so mageren Schüsseln zu sehen. Für sie sollte das Geld sich mehren, um ihnen einmal auf einen grünen Zweig zu helfen.

Ja, die Buben! Wie hätte sie alles ohne sie getragen! Als man ihr die Nachricht von dem grossen Unglück brachte, hätte sie sich durch das Fenster auf das Pflaster gestürzt, hätte ihr nicht gerade der jüngste an der Brust gelegen, um sich zu stillen. Und so war es geblieben: sie fand die Kraft zum Leben und überwand die Unlust zur Arbeit nur durch sie. An ihr selber lag ihr nichts, ihretwegen mochte alles gehen, wie es wollte; für die Kleinen aber musste geopfert werden.

Der ältere der Knaben war nun fünf, der jüngere drei Jahre alt, Heinrich und Franz hiessen sie. Wenn die Mutter am Morgen ihrem Tagewerk nachging, sagte sie zum ‚Grossen‘: «Gib acht, dass dem Franzli nichts geschieht! Du musst jetzt sein Vater sein, weil der andere im Kirchgrab liegt.»

Und Heinz erwiderte: «Ja, geh nur, Müeti!» Er kam sich ganz würdevoll und wichtig vor als Vater seines Knirpses von Bruder und ging mit ihm um wie mit dünnem Glas.

Waren die beiden nicht zu grossen Taten aufgelegt, so verweilten sie sich in dem Dachstübchen, das eng und arm, aber, dank dem Sonnenlicht, das ungehemmt vom Himmel hereinflutete, doch freundlich war. Da setzte sich der Kleine auf den Schemel, der Grosse spannte sich davor und hü! hü! ging es von einer Ecke zur andern, dass der Fussboden kreischte. Oder dann stellten sie sich ans Fenster und guckten hinab und hinüber nach

den vielen mannigfaltig gestalteten Dächern; nach den Spierschwalben, die vor Lust schreiend um die Hausecken und Giebel sausten; nach den Katzen, die über die Ziegel schlichen, sich in der Sonne dehnten und streckten, oder sich nach den Spatzen duckten, die unartig in den Dachrinnen sich rauften; nach den Kaminen und dem Rauch, der sich daraus emporschraubte, aus jedem in anderer Gestalt, keinen Tag wie den andern; und dann fragten sich die Knaben: «Was wird wohl dort gekocht und gesotten? Und dort? Und dort? Und wer steht unten am Herd und bläst ins Feuer? und wer streut Mehl in die Pfanne und rührt es mit dem Löffel um, bis es aufgeht wie Milch? ...»

Erwachte die Unternehmungslust in ihnen, so nahmen sie sich bei der Hand und stiegen die düstern unendlichen Treppen mit dem klebrigen Geländer hinab und hinaus in den ‚Sack‘. Der ‚Sack‘ war eine Ausstülpung der Schlauchgasse, ein Arm, den sie nach dem verlorenen Miethause ausstreckte, in dessen Nachwohnung Frau Seline Zöbeli mit ihren Kindern Unterkunft gefunden hatte.

Der ‚Sack‘ war nicht drei Schritt breit und kaum einen Steinwurf lang, bildete aber für die Zöbelibuben nichtsdestoweniger eine kleine Welt. Er war vor allem ihr Tummelplatz. Das schlechte Pflaster und eine Tischlerei lieferten ihnen das Spielzeug. Auch Kameraden fanden sie da, die drei Kinder des Schreinermeisters, die ihnen die Werkstatt des Vaters, einen riesigen, nie ganz zu ergründenden Guckkasten, erschlossen. Stundenlang standen sie bis zu den Knien in den nach Harz und Leim duftenden Spänen und sahen den Gesellen zu, die den Hobel ruckweise über die Bretter schoben, wobei das Holz aufschrie, als täte man ihm ein Leides an. Dann wieder verfolgten sie das grimmige Werk einer Säge, das polternde Tun eines Hammers, vor dem sich die Nägel schüchtern ins Holz verkrochen, die lustige Arbeit eines Bohrers, der vergnüglich seine Späne ausspie und endlich auf der entgegengesetzten Seite seinen Kopf herausstreckte wie ein Holzwurm ...

Manchmal wurde auch ein langer, schmaler Schrein zusammengeklopft, oben mit einem Schiebfensterchen versehen und schwarz angestrichen. «Soll ich dir den Frack anziehen?» schrie dann wohl Meister Wäspi, der wie seine Hämmer das Poltern liebte, einen der kleinen Guckhalse an und jagte damit das ganze Trüppchen Neugier in Entsetzen und Flucht. Das Pflaster des ‚Sacks‘ musste für den Scherz büssen: sie rissen, um die Ruhe wiederzufinden, ein paar Steine heraus, ku-

gelten sie eine Zeitlang hin und her und setzten sie endlich wieder versöhnlich in die angestammten Löcher.

Dann trieb sie die Neugier an das Ende des ‚Sackes‘, dorthin, wo er seinen Schlund nach der Schlauchgasse aufsperrte. Sie schmiegen sich an eine Ecke, Heinz fasste den Kleinen bei der Hand und hielt den Vorwärtsdrängenden in dem engen Kreis zurück, den zwei ausgestreckte Kinderarme beschreiben können. So hatte es ihm die Mutter streng eingeschärft, und er sprang nie über seine Pflicht hinweg. Im ‚Sack‘, so sagte sich die Frau, kann man die Unbände gehen und stehen, liegen und sich wälzen lassen, wie es ihnen bequem ist, da kommt kein Fuhrwerk herein, um sie in Lebensgefahr zu bringen.

In der Gasse war es anders. Da knarrte und ächzte von Zeit zu Zeit ein schwerer Wagen herein und füllte den Raum zwischen den beiden Häuserreihen ganz aus: Bierwagen, Kohlenfuhrn, Botenfuhrwerke. Das waren bedrohliche Ungetüme, die keinen Spass verstanden. Und erst die Pferde davor mit den langen gelben Zähnen, die ins Eisen bissen, wie die Zobelibuben ins Bröt, mit den schweren Stahlhufen, denen es ein leichtes war, Feuer aus den Pflastersteinen zu kratzen.

Eine Zeitlang bot das Leben im ‚Sack‘ den Knaben völliges Genügen; nach und nach aber beschlich sie eine Art Sehnsucht, das Gefühl von der Enge und Beschränktheit ihrer Welt.

Wenn sie an ihrer Ecke standen und die Schlauchgasse hinabschauten, gewahrten sie ein Stück von einem Platze, auf dem es rege und brausend zuing. Da fuhren schwarze, glänzende Kutschen vorüber wie vom Wind geblasen! Radfahrer flogen gleich grossen Vögeln her und hin, Autos blitzten auf und prusteten vorüber, und die Leute hasteten und brodelten zu gewissen Stunden wie toll durcheinander. Herüber aber tönte es dumpf und verworren, pochend und schreiend, rauschend und donnernd und wiederum schwatzend, ja flüsternd und singend, rufend und lolkend, als ob dort alle Pflastersteine lebendig geworden wären. Wie vielerlei musste dort zu schauen sein! Flogen dann die Tauben in der Schlauchgasse auf und dem Platze zu, so sahen ihnen die Knaben verlangend nach, und es drängte in ihnen dermassen, dass es dem Grossen schwer fiel, Franzli in seinem engen Kreise zu halten. Dazu kam, dass die andern Kinder, die sich nicht in einen Sack stecken liessen, anfangen, sie zu

locken und, da die Versuchung abprallte, zu necken und zu höhnen.

«Eckensteher! Augendreher!» riefen sie ihnen spöttisch zu und klapperten auf dem Pflaster davon, die Schuhe in alle Lüfte werfend, Kopf und Hände nach vorn gestreckt, nach dem Platze hin, nach dem Geruf und Getöse und Leben.

«Komm! Auch gehn!» drängelte dann wohl der kleine Franz; aber Heinz fasste ihn fester an der Hand und zog ihn väterlich in den ‚Sack‘ und in den Gehorsam zurück.

Einmal aber, als Heinz einem Tischlergesellen zusah, wie er zwei Bretter zusammenfügte und so derb in die Schrauben spannte, dass der Leim aus der Fuge schwitzte, gewahrte er auf einmal zu seinem Schrecken, dass Franzli nicht mehr um ihn war. Er eilte in die Gasse hinaus. Keine Spur! So musste er in die Wohnung hinaufgekrochen sein. Aber auch dort fand er sich nicht, und Herr Häberle, der in seinem Stübchen hockte, versicherte, es habe seit zwei Stunden im Hause keine Fliege gesummt.

Heinz stürzte wieder davon. Es war ihm ein Gedanke gekommen: der Platz! Dorthin eilte auch er nun, blind und besinnungslos, wie einen die Aufregung machen kann. Kaum hatte er ihn betreten, so rannte er einen Metzgerburschen an, der, den Weidenkorb auf dem Rücken, breit und gewichtig einherkam, und von dessen Knien der Kleine abspritzte, wie ein geworfener Ball von der Mauer. Da lag er schon, und der andere schritt gelassen fluchend über ihn weg. Heinz erhob sich und spähte um sich. Franz war nirgends zu sehen. Er steuerte zwei-, dreimal über den Platz, in verschiedenen Richtungen. Umsonst. Da wusste er nichts Geschickteres anzustellen, als sich auf gut Glück zu verlassen, irgendeine der Strassen einzuschlagen, die dort zusammenliefen, und vorwärts, immer vorwärts zu eilen mit spähenden Augen und mit dem Wort Franz auf den Lippen.

Er hastete von Strasse zu Strasse, mit stets wachsender Beklemmung, bis hin zu dem Flusse, den er schon einige Male gesehen hatte, wenn er an Sonntagen mit der Mutter zum Grabe des Vaters gegangen war. Er sah am Ufer hinauf und hinab; nichts! Da wusste er sich nicht mehr zu helfen. Er stellte sich die Mutter, ihr abgehärmtes Gesicht und ihre Vorwürfe vor, und er hörte das Wort in den Ohren, das sie gerne und etwas leichtsinnig in den Mund nahm: «Ich springe ins Wasser!»

Da sie das Wort immer brauchte, wenn sie von etwas gedrückt wurde, hatte sich in Heinz die Mei-

nung gebildet, ein Sprung ins Wasser müsse ein gutes Mittel sein, sich von allem Schweren zu befreien, und ehe ihm noch ein klarer Entschluss gekommen war, langte er in seiner Herzensnot nach dem Geländer, das sich längs des Wassers hinzog, und schon war er oben und im Begriffe, sich nach der andern Seite in die Erlösung fallen zu lassen, als eine Hand ihn derb am Kittelchen fasste und zurückriss. Scheltende Worte fielen über ihn her, Fragen, was er habe tun wollen, wem er gehöre und wo er wohne. Er brach in Tränen aus, sagte, dass er seinen Franz verloren habe und in der Schlauchgasse wohne. Ein Arbeiter nahm sich seiner an und führte ihn in den ‚Sack‘ zurück. Die Mutter war schon zu Hause und in grösster Aufregung.

«Wo hast du mir den Franz gelassen?» schrie sie Heinz an.

Sie wollte gleich in die Gasse hinabstürzen und nach dem Verlorenen suchen, kopflos wie ihr Aeltester. Herr Häberle musste all seine Ruhe und die ganze Beredsamkeit seiner Hände zusammennemen, um ihr begreiflich zu machen, dass ruhig sitzen zuweilen die beste Art des Suchens sei. Und wirklich, eine Viertelstunde später hörte man ein leichtes Stapfen von der Treppe her und durch die aufgerissene Türe purzelte der kleine Reissaus herein. Mit strahlendem Gesicht und lächelndem Mund stand er da und war ganz verwundert, dass ihn die Mutter mit Scheltworten empfangen konnte; es war ja so spassig gewesen in der Stadt und alle Leute so freundlich zu ihm!

Frau Zöbeli schlief nicht in jener Nacht, so sehr zitterte ihr der Schrecken in allen Gliedern. Als sie am Morgen darauf ihrem Zimmerherrs den Kaffee brachte, stotterte sie nach einigem Zögern hervor, was sie sich in ihrem Kopfe zurechtgemacht hatte:

«Ich wollte gern für das Frühstück nichts von Ihnen nehmen, wenn Sie ein bisschen nach meinen Wildfängen schauen wollten. Ich kann bei der Arbeit nicht mehr ruhig sein, wenn ich weiss, dass sie mir in die Stadt laufen. Die vielen Leute und Lastwagen und Radfahrer, wie bald ist da — ich komme aus dem Zittern nicht mehr heraus.»

Herr Häberle kam das Anliegen unerwartet, die arme Frau sah schon, wie sich seine Hände zur Abwehr erhoben.

«Nur an den Nachmittagen, wenn Sie sonst nichts zu tun haben», stiess sie ängstlich hervor; «vormittags sind die Buben weniger wild, sie ha-

ben's wie die Mücken. Sie würden mir einen Stein vom Herzen nehmen, Herr Häberle!»

Er überlegte immer noch, die eine Hand schien «ja», die andere «nein» zu sagen. Es widerstrebte ihm, seiner Freiheit einen Flügel abzuschneiden; aber er sah die Angst der Frau und begriff sie, und was verlor er schliesslich an den Nachmittagen, die ihn ja doch durch ihre Langeweile oft genug quälten?

«Meinetwegen!» sagte er brummig, «nur was Sie vom Frühstück schwatzten, nämlich, dass ich es umsonst haben sollte, aus dem wird nichts!»

Sie wollte etwas einwenden, aber seine emporgehaltenen ausgespreiteten Hände trieben ihr Wort zurück. Da Häberle selber mit dem Leben kämpfte, verstand er die Sorgen der Mühseligen.

Sie überschüttete ihn mit den Versicherungen ihres mütterlichen Dankes, drückte ihm, als sie ging, die Hand, und ihre sonst so mutlosen Augen hatten dabei einen frohen Glanz.

So wurde Valentin Häberle Kindermädchen.

In den ersten Tagen hetzte er seine Phantasie ab, um passende Kinderunterhaltung zu suchen. Es fiel ihm nicht viel ein, denn seine eigene Jugend war nichts weniger als ein Spiel gewesen. Endlich kam ihm ein erlösender Gedanke: er wollte mit den Knaben das als Zeitvertreib üben, was als Arbeit fast sein ganzes Leben ausgefüllt hatte, bis zu dem Tage, da man ihm mit brutalen Worten zu verstehen gegeben, seine Sprünge und Purzelbäume seien nicht mehr elastisch und geschmeidig genug, mit so hartknöchiger Kunst sei niemand gedient.

«Hört, Buben», sagte er eines Tages zu ihnen, als sie fast nicht zu bändigen waren, «wer von euch beiden zuerst auf den Händen stehen kann, bekommt einen funkelnagelneuen Fünfer!» Und, das Wort mit der Tat begleitend, langte er ein Nickelstück aus seinem Geldbeutel und spiegelte es vor den Augen der Armen in der Sonne. Das verfiel. Gleich ging es an ein Probieren und Zapeln und Purzeln und Lachen. Der Lehrmeister, um den Zöglingen zu zeigen, dass das Kunststück möglich sei, zog Rock und Weste vom Leib, stemmte sich auf die Hände und schritt so, mit den Fussspitzen fast die Decke berührend, das ganze Zimmer ab, was grosse Verwunderung und Heiterkeit absetzte. In einem Augenblick hatte er die Herzen der Kleinen gewonnen und zugleich Macht über sie erlangt, was bei Kindern dem immer gelingt, der es versteht, in ihren Kreis hinabzusteigen, ohne aufzuhören, ihnen in irgend etwas vorbildlich zu sein.

(Fortsetzung folgt)